

What is it that we look for in these films and the entanglements that surround them? The spirit of revolt? [...] An ethical engagement with decolonial practices? Flows of fresh air? Perhaps all of this, perhaps none of this. In any case, drawing on meticulous research and with the wind of global history in their sails, in recent years feminist historians have been enlarging our understanding of cinema and its labors (ebd., 57).

In der Umschreibung von Filmgeschichte, die laut Castro mit dem Rückenwind globaler Perspektivierung vorgenommen wird, kommen die utopischen, hoffnungsvollen Aspekte der Atmung zur Sprache. Sie lassen mich an das schöne schweizerdeutsche Wort *dureschnufe* denken. Noch mehr als das hochdeutsche Durchatmen legt *dureschnufe* körperlich eine Weitung des Körper- und Lungenvolumens nahe und deutet zugleich ein Runterkommen an. Mit dem Wort verbindet sich auch eine Projektion, nämlich dass es doch noch so etwas wie Bergluft geben könnte, mit der ich meine Wetter-App zufriedenstellen würde. Dieser etwas arglose Glaube kommt auch in der Militärsprache zum Ausdruck, wenn jüngst immer wieder auf eine eigenartige Differenzierung hingewiesen wird: Es heißt Flugabwehr und nicht Luftabwehr – was abgewehrt werden soll, ist nicht die Luft, sondern wie Menschen sie besetzen. LINDA WAACK

Lit.: **Braun, Lundy** (2014): *Breathing Race into the Machine. The Surprising Career of the Spirometer from Plantation to Genetics*, Minneapolis. • **Castro, Teresa** (2022): The Many Feminist Histories of Documentary, in: Erika Balsom u.a. (Hg.): *Feminist Worldmaking and the Moving Image*, London, 41–66. • **El-Tayeb, Fatima / Thompson, Vanessa Eileen** (2019): Alltagsrassismus, staatliche Gewalt und koloniale Tradition. Ein Gespräch über Racial Profiling und intersektionale Widerstände in Europa, in: Mohamed Wa Baile u.a. (Hg.): *Racial Profiling*, Bielefeld, 311–328. • **Fanon, Frantz** (1970 [1965]): *A Dying Colonialism*, Ringwood. • **Górska, Magdalena** (2016): *Breathing Matters. Feminist Intersectional Politics of Vulnerability*, Linköping. • **Hobart, Hi'ilei Julia Kawehipuaakahaopulani** (2022): *Cooling the Tropics. Ice, Indigeneity, and Hawaiian Refreshment*, Durham. • **Lettenewitsch, Natalie / Waack, Linda** (Hg.): *Ein- und Ausströmungen. Zur Medialität der Atmung*,

Bielefeld 2022. • **Peters, John Durham** (2018): The Media of Breathing, in: Lenart Škof / Petri Berndtson (Hg.): *Atmospheres of Breathing. Respiratory Questions of Philosophy*, Albany, 179–195. • **ders.** (2023): Spirometer, Whale, Slave: Breathing Emergencies, c. 1850, in: *SubStance*, Bd. 52, Nr. 1 (2023), Heft 160 (= *Breathe*), 85–91, doi.org/10.1353/sub.2023.a900533. • **Quinlivan, Davina** (2012): *The Place of Breath in Cinema*, Edinburgh. • **Rosa, Hartmut** (2023): Die To-do-Liste explodiert, Interview mit Max Florian Kühlem, in: SZ, Nr. 203, 8.9.2023, sueddeutsche.de/projekte/artikel/kultur/hartmut-rosa-interview-gesellschafts-stress-e870990/?reduced=true (15.11.2023). • **Starosielski, Nicole** (2021): *Media Hot and Cold*, Durham.

AUFMERKSAMKEIT

Achtung, Achtung! Attention! Attensione! Attention please!

Aufmerksamkeit ist auch nicht mehr, was sie einmal war – ein hehres geistiges Vermögen, mit dem Denken beginnt, die Voraussetzung für Kontemplation und innere Sammlung. Das ist (natürlich) keine neue Erkenntnis: Nicht wenige sehen die Fähigkeit, aufmerksam zu sein, beständig in Gefahr und versuchen (meistens vergebens), sie einzugrenzen, zu messen und zu trainieren. Wenn man Aufmerksamkeit als wünschenswerte oder gar notwendige Selbsttechnik versteht, die sich erlernen und optimieren lässt, unterstellt man sie einem Regime der Zeit: Wann bin ich aufmerksam, unter welchen Umständen und vor allem wie lange?

Diese Zäsur vollziehen moderne kapitalistische Gesellschaften, die sich seit dem 18. Jahrhundert herausbilden, strikter zwischen Arbeits- und Freizeit unterscheiden und gesellschaftliche Verhältnisse verdinglichen. In physiologischen Laboren und an psychologischen Instituten, die pädagogische Lern- und kapitalistische Arbeitsverhältnisse modellieren, wurden im 19. Jahrhundert zahlreiche Versuchsanordnungen ersonnen, um Aufmerksamkeit als Reaktionszeit oder Dauer zu messen oder zu untersuchen, durch welche Reize sie abgelenkt wird. Die Schule wurde bereits damals neben der Fabrik

A

zum Versuchslabor, um Aufmerksamkeit als individuelle Leistung zu testen und spezielle Aufmerksamkeitstechniken zu trainieren. In den Testreihen der Arbeitspsychologie kamen dabei neben Chronometer oder Sphygmografen vermehrt moderne optische Medien wie der Film zum Einsatz. Zum eigentlichen (arbeitspsychologischen) Testgebiet wurden jedoch moderne Metropolen mit ihren verdichteten Menschen- und Verkehrsströmen und zunehmend komplexen Wahrnehmungsanforderungen.

Ein wenig überraschend kamen aus diesen Experimentallaboren – ungeachtet der unvermeidlichen Messfehler – der Befund großer individueller Unterschiede sowie die epistemologisch bedeutsame Einsicht, dass sich Aufmerksamkeit nur zu leicht verteilt oder zerstreut und also nicht dingfest zu machen ist.

Anders gesagt: Zerstreuung ist nicht die Kehrseite von Aufmerksamkeit, sondern ihre notwendige Voraussetzung. So hat es prominent der Psychologe Théodule Ribot konstatiert: Da das wache menschliche Bewusstsein dynamisch und also ständig in Bewegung sei, sei es auch notwendigerweise zerstreut. Aufmerksamkeit sei dagegen ein *état exceptionnel*, «ein abnormer, ein Ausnahmezustand, der nicht lange andauern» könne und, wenn doch, in körperliche Anstrengung und geistige Verkrampfung münde, die den Organismus ermüde und ihm schließlich schade (Ribot 1908, 5). Körperliche und mehr noch geistige Erschöpfung sind so gesehen Krankheitssymptome des vermessenen Homo psychologicus, der permanent unter Stress steht.

Aus den Testreihen der Experimentalpsychologie kann man eben auch die Erkenntnis ableiten, dass Experimentalsysteme nicht nur messen oder schlicht aufzeichnen, sondern wissenschaftliche Tatsachen schaffen und mithin hervorbringen, was sie angeblich nur aufzeichnen. Die Medienwissenschaft hat diesen Gedanken prominent aufgegriffen und explizit auf technische Medien bezogen. Diese Einsicht wurde nicht

umsonst am Kino und dem Sehen von Filmen überprüft und von Walter Benjamin in seinem *Kunstwerk*-Aufsatz auf die schlichte Formel einer «Rezeption in der Zerstreuung» gebracht (Benjamin 1991, 504). Zerstreuung ist so gesehen ein Medieneffekt.

Während ich diese Sätze schreibe, sitze ich im Zug nach Hamburg. Mein Blick (und meine Aufmerksamkeit) wechseln zwischen dem Display meines Computers und dem Fenster, vor dem Städte und Landschaften vorübergleiten. Es ist fast wie im Kino: Meine Position ist stabil und mein Blick durch die Bewegung des Zugs mobilisiert. Hinzu kommen andere Reisende, deren Gespräche meine Aufmerksamkeit in Beschlag nehmen. Ich lenke mich vom Schreiben ab und werde abgelenkt durch Gesprächsfetzen oder Fahrgeräusche, kann mich unterhalten (lassen) und also zerstreuen (denn das ist *ein* Sinn von Zerstreuung) und parallel (genauer: mit kurzen Unterbrechungen) an diesem Text schreiben. Als jemand, die viel mit der Bahn unterwegs ist, fällt mir das nicht schwer. Es ist ein Habitus geworden, den ich mit zahlreichen Vielreisenden teile (unter denen Noise-Cancelling-Kopfhörer und eine «Bitte nicht stören»-Einkapselungsattitüde gleichwohl ziemlich verbreitet sind).

Wolfgang Schivelbusch hat mit der *Eisenbahnreise* (2007) ein Wahrnehmungsdispositiv des 19. Jahrhunderts beschrieben, das seitdem vielfach durch moderne Verkehrsmittel und mediale Infrastrukturen erweitert und modifiziert wurde. Medien sind infrastrukturell und mehr noch (sensorische) Umgebungen, wie bereits Marshall McLuhan in den 1960er Jahren gelehrt hat.

«Any understanding of social and cultural change is impossible without a knowledge of the way media work as environments» (McLuhan u. a. 1967, 26).

Heute bilden digitale Infrastrukturen und smarte Technologien Medienumgebungen, die das Alltagsleben durchdringen und bestim-

men. Aufmerksamkeit (ebenso wie Zerstreuung) ist deshalb nicht einfach eine innere psychische Disposition, sondern vor allem abhängig von äußeren Reizen (bzw. deren Abwesenheit) und eine mehr als individuelle Leistung der Adaption an konkrete Umwelt- und soziale Lebensbedingungen (wie die Trennung zwischen Arbeits- und Wohnort und eine entsprechend hohe Mobilität). Die Diagnose ADHS (*attention deficit hyperactivity syndrome*) ist daher nichts anderes als der Versuch, die gescheiterte Wechselwirkung zwischen menschlichem Organismus und seiner technisch-sozialen Umgebung (Familie, Schule, Arbeitsplatz, mobile Infrastrukturen) in pathologischen statt medienwissenschaftlichen Begriffen zu beschreiben.

Welche Denk- und Handlungsmöglichkeiten gibt es, Körper *nicht* über wissenschaftlich sanktionierte Aufmerksamkeitsnormen zu definieren und zu regieren, Absenzen oder Hyperaktivität gesellschaftlich anders als pathologisch zu betrachten und (immer noch) stillzustellen? Ich schlage vor, das, was Körper in der jeweiligen Wechselwirkung mit ihrer medialen Umgebung vermögen, anders zu denken. Was uns fehlt, ist so gesehen nicht Aufmerksamkeit, sondern ein anderes Verhältnis zu dem, was Körper unter Bedingungen spätmoderner Hochleistungsgesellschaften *nicht* vermögen. PETRA LÖFFLER

- Lit.: Benjamin, Walter (1991): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. I/2, hg. v. Rolf Tiedemann / Hermann Schwepenhäuser, Frankfurt/M., 431–508.
- Löffler, Petra (2014): *Verteilte Aufmerksamkeit. Eine Mediengeschichte der Zerstreuung*, Zürich, Berlin.
 - McLuhan, Marshall / Fiore, Quentin / Agel, Jerome (1967): *The Medium Is the Massage. An Inventory of Effects*, London, New York.
 - Ribot, Théodule (1908 [1888]): *Die Psychologie der Aufmerksamkeit*, Leipzig.
 - Schivelbusch, Wolfgang (2007 [1977]): *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München, Wien.

AUSGEHEN «Berliner Clubs droht die Puste auszugehen», titelt eine im September 2023 von der Berliner Clubcommission auf deren Webseite veröffentlichte Pressemitteilung, die die Ergebnisse einer Befragung des Netzwerks der Berliner Clubkultur vorstellt (Clubcommission 2023). Dieses sogenannte 5. Berliner Clubmonitoring zeigt im Vergleich zum Prä-Covid-Schnitt einen Rückgang der Besuchendenzahlen um 20 Prozent. Unter den befragten Clubbetreibenden melden 73 Prozent einen erheblichen Umsatzrückgang, 89 Prozent berichten von erhöhter Belastung durch gestiegene Betriebskosten. Die Kommission identifiziert dies als «existenzielle [] Bedrohung» der Berliner Clubkultur, die insbesondere bereits marginalisierte Gruppen treffe, für die Clubs zu den «Safer Spaces» gehören: «Auswirkungen der Covid-19-Pandemie sind immer noch spürbar – dazu kommen Inflation und steigende Preise, die kulturelle Teilhabe zu einem kostspieligen Privileg werden lassen» (ebd.).

Schon die Lockdowns trafen mit den Clubs als Betrieben zugleich Communitys, für die Ausgehen mitunter überlebenswichtig ist. In ihrem 2023 veröffentlichten Buch *Raving* beschreibt McKenzie Wark den Druck von Pandemie und Ausgangssperren auf Körper, deren Schutz gesellschaftlich nicht selbstverständlich ist: Queere Leute und trans* Menschen, für die kleinfamiliäre Einhegungen weder grundsätzlich zugänglich sind noch notwendigerweise Beheimatung und Sicherheit bedeuten. Erschienen in der Reihe *Practices*, neben Publikationen zum Fliegenfischen, Jonglieren und Laufen, beschreibt Wark das Raving als Praxis – sowohl im Sinne einer spezifischen Körper- und Selbsttechnik als auch in politischer Hinsicht: als Rekonfiguration von Affekten, Subjektivierungsweisen, Architekturen und Gemeinschaft – und als Protest. In der Einleitung der von ihr gemeinsam mit madison moore herausgegebenen Sonderausgabe *Black Rave* des Journals *e-flux* im Dezember 2022 erläutert Wark die Namensgebung der Ausgabe ebenso als Emphase der oft invisibilisierten Schwarzen Wurzeln der Technokultur wie als bewusstes

A